

Susanne Niemeyer
Matthias Lemme

Große Freiheit

Die Geschichte
des Wasserwandlers

adeo



15. Mai: Sophie geht auf die Suche und findet eine Taube

Ich bin eine von diesen Thirtysomethings, die immer noch auf der Suche sind. Ich habe Familien aufgestellt, Zen meditiert, bin in der Wüste gewandert und nach Santiago gepilgert. Ich habe ein paar Festivals mitgenommen, 34 Monate kein Fleisch gegessen und glaube, dass das Leben früher übersichtlicher war. Ich lebe in der Könnte-Ära. Heute gibt es so viele Arten zu leben. Woher soll ich wissen, welches meine ist? Ein Freak bin ich nicht. Ich habe Freunde, mein Job ist okay und einmal im Jahr gehe ich zum Zahnarzt. Dass ich jetzt hier im Tidecamp sitze und mein grünes Zelt unter einer Trauerweide aufgestellt habe, liegt daran, dass ich neugierig bin. Das „Fly-High-Wochenende“ findet schon zum dritten Mal statt. Alle schwärmen, wie toll es ist und was für ein besonderes Erlebnis, auch solche, die im Alltag ganz normal sind. Ich mag vor allem den Reim. Also bin ich hergekommen.

Fürs Erste sitze ich am Ufer und schaue den großen Schiffen nach. Dabei überlege ich, ob ich lieber nach China oder nach Honduras wollte. Honduras, schätze ich. Am Wasser steht ein Typ, der ist ein Freak. Johannes. Rasselkurze Haare und so ein Bart, wie sie jetzt wieder *in* sind. Er isst nur, was weggeworfen wird. Nachts wühlt er in Containern von Supermärkten.

„Du glaubst gar nicht, was man da alles findet“, schwärmt er. Eingeschweißten Katenschinken, Rahmjoghurt, Himbeeren,

Brot, jeden Tag etwas anderes. Alles gut, nur nicht mehr perfekt. „Das ist so krass, das Schlaraffenland liegt direkt vor unserer Nase. Aber es ist nichts wert, weil es nichts kostet.“

Wahrscheinlich hat er Recht. Trotzdem finde ich es ekelig. Johannes hat eine Falte über der Nase, die mit Entschlossenheit droht. Aber er lacht auch viel. Das alles hier ist von ihm organisiert. Er nennt es Umkehr. Zu einem Leben, in das man nicht reinschlittert, sondern das man selber wählt. Deshalb steht er mit hochgekremelter Hose in der Elbe und tauft Leute. Weil sie Ja sagen sollen. Ja, ich nehme mein Leben in die Hand. Ich bin kein Kind der Umstände.

Der Andrang ist groß. Ich schaue ihm schon eine ganze Weile zu. „Leute“, sagt er, wenn ihn einer allzu sehr anhimelt, „ich bin kein Prophet. Ich bin der Rufer in der Wüste.“ Dabei grinst er.

Johannes weiß, was er will. Das fasziniert mich. Ich finde, man könnte radikaler sein. Nicht mit Gewalt, sondern einfach unmissverständlicher sagen, was nicht geht: Tiere einkerkern, Klamotten kaufen, die so billig sind, damit man schnell wieder neue Klamotten kaufen kann, fliegen, als sei es Busfahren, und so weiter. All die Dinge, die eigentlich jeder weiß, aber nicht wahrhaben will, weil alle anderen sie auch tun. Was alle tun, kann doch nicht falsch sein. Ich war letztes Jahr in Thailand. Wenn einer auf Fliegen verzichtet – was bringt das schon. Aber wenn es alle täten? Ich stelle mir vor, wie jeden Abend in der Tagesschau der Sprecher vor die Kamera tritt

und etwas sagt wie: „Guten Abend, meine Damen und Herren, die Welt liegt im Argen, tun Sie bitte, was Sie können. Essen Sie fair gehandelte Schokolade, trinken Sie regionale Milch, knipsen Sie überflüssige Lampen aus und lächeln Sie Ihren Nachbarn an.“ Man könnte eine Menge Abende füllen, bis man sich wiederholen würde. Das wären dann auch Rufe in der Wüste.

Johannes schreibt einen Blog und er macht Aktionen wie diese. Dem ist das nicht peinlich und das finde ich schon mal gut. Weil doch den meisten viel zu oft alles Mögliche peinlich ist. Dass sie zu laut reden oder nicht cool sind oder mal pupsen. Johannes macht einfach die Sachen, von denen er überzeugt ist. Jetzt tauft er also. „In der Kirche schlaft ihr doch nur“, sagt er. Ich weiß nicht, ob das stimmt. Vielleicht. Der Schlaf der Seligen.

Er taucht die Leute unter, dass sie japsen, einen winzigen Moment sind sie so überrascht, dass sie nichts als Luft wollen. „So“, sagt er, „so fühlt sich Sehnsucht an.“

Plötzlich steht da einer, den habe ich das ganze Wochenende noch nicht gesehen. Er muss gerade erst aufgetaucht sein. Alles an ihm strahlt. Ich schaue ihn fasziniert an. Da setzt sich eine Taube auf seine Schulter, ganz leicht lässt sie sich nieder. Jeder normale Mensch würde sie wegscheuchen, von wegen Ratten der Lüfte und so, aber er lässt sie sitzen. Als gehörten sie zusammen. Es sieht aus, als würde sie ihm etwas ins Ohr flüstern. Tolles Bild, denke ich, und wühle in meiner

Tasche nach dem Smartphone. Ich will ein Foto machen, aber als ich wieder hochgucke, sind sie weg. Beide. Der Mann und die Taube. Schade, denke ich. Den hätte ich gern kennengelernt.

18. Juni: Alex beobachtet den Rumsitzen

Von Pfahlmenschen und Eremiten habe ich ja schon gehört, aber gesehen habe ich noch keinen. Bis jetzt. Der Mann ist ein Phänomen. Er sitzt da, ruht in sich selbst, schweigt und hört. Und sieht trotzdem nicht aus wie ein blöder Buddha. Dreimal in der Woche Marktstände um ihn herum, ansonsten Hipster mit Modehunden, Punks, Cafés, kleine Läden. Ich wohne nicht weit von hier in einer der letzten billigen Wohnungen. Ich muss immer wieder herkommen und nach ihm sehen.

Am Anfang haben ihm die Leute ein paar Münzen hingeworfen, die hat er nicht angerührt. Essen hat ihm jemand hingestellt, das hat er auch nicht angerührt. Seine Wasserflasche ist meistens halbvoll, weiß Gott, wie er das macht. Nach drei Tagen kam die Polizei, wollte mit ihm reden, keine Antwort. Nach fünf Tagen kam ein Kamerateam, stellte beknackte Fragen, Guinnessbuch und so, aber keine Antwort. Einen Tag später kam ein anderes Kamerateam, mit guten Fragen und viel Zeit. Statt der Aufnahmen, die sie mitgenommen haben,

hätte es auch ein Foto getan. Denn der Mann bewegt sich einfach nicht.

Ich bin jetzt den 33. Tag hier. Meistens komme ich vor der Arbeit gegen acht und dann am Abend nochmal. Ich kenne den Rumsitzer – so nennt ihn meine Frau, eigentlich sagt sie „doofer Rumsitzer“ und meint damit mich, Eifersucht eben – schon ziemlich gut. Ich beobachte, wie er seine Augen mal ein wenig öffnet, dann wieder schließt. Wie sein Bart übers Kinn gewachsen ist. Wie er vor zehn Tagen einen Sonnenbrand hatte. Ich hab gesehen, wie eine Frau ihm hundert Euro vor die Füße gelegt hat, damit er ihr sagt, wer er sei und was er da mache. Sie hat den Schein wieder mitgenommen. Ein Freund von mir hat ihm angeboten, bei ihm zu duschen, das war so eine Art Test, aber keine Reaktion. Komisch, dass der Rumsitzer nicht völlig fertig aussieht. Er wirkt nicht mehr taufrisch, immerhin aber noch ganz ansehnlich. Ich hab keine Ahnung, wie er das macht. Ich bin ja nicht rund um die Uhr hier. Und schon der Gedanke beschämt mich, ihn überwachen zu wollen. Denn ich genieße ihn. Es tut mir gut, hier auf dem Steinvorsprung zu sitzen und ihn anzuschauen. Ich fühle mich in seiner Gegenwart beruhigt. Das scheint aufs ganze Viertel so zu wirken, viele Leute schauen nach ihm. Keiner will, dass ihm was passiert. Die Leute haben sich an ihn gewöhnt und sagen „unser Mann“.

Ich kenne ihn mittlerweile gut. Und werde das Gefühl nicht los, dass er eine Menge über mich weiß.

28. Juni: Es geht los

Unser Mann ist weg. Von einem Tag auf den anderen verschwunden, ich hätte es ahnen können. Ausgerechnet, als ich meiner Mutter unter die Arme greifen musste, drei Autostunden von hier. Niemand hat ihn seither gesehen. Der Fischmann vom Markt soll mit ihm gesprochen haben, als er ging. „Gesprochen?“, meinte er zu mir, als ich ihn fragte. „Quatsch. Gerade mal ein paar Sätze hat der Mann gesagt: ‚Ich heiße Jesus. Ich muss los. Wo geht’s zur S-Bahn?‘ Und das war’s.“

Ich suche ihn seit Tagen. Bis jetzt keine Spur. Meine Frau findet, ich spinne. Sie hat wohl Recht. Aber ich will es unbedingt wissen: Wer ist dieser Mann?

Ich bin immer auf der Suche nach guten Geschichten. Das ist mein Job als Journalist. Als Zeitungs- und Radiomann muss ich die Augen offen halten. Mich interessieren Menschen, die anders sind, Irrwege und Zufälle. Ich bin ein Profi für alles Abnorme, für das, was dem Einerlei die Suppe versalzt. Das wollen die Leute lesen. Aber diesmal fühlt es sich anders an. Hier geht es nicht um Karriere oder Auszeichnungen oder einen guten Plot, hier geht es um mich.

29. Juni: Sophie hat 36 Minuten Pause und braucht mehr

Die Sache mit dem Tidecamp liegt schon wieder über einen Monat zurück. Ich bin wie immer ins Büro gegangen, habe Frau Meier, meine Katze, gefüttert, einen Urlaub gebucht, übers Kinderkriegen nachgedacht und hier und da was auf Facebook gepostet. Der ganz normale Alltag eben. So eine Camp-Euphorie verfliegt schnell, das kenne ich schon. Am liebsten will ich mein ganzes Leben ändern. Aber dann ist der Alltag so ausgefranst, überall ribbelt es, man weiß nicht, wo man anfangen soll. Und wenn ich dann endlich einen Faden aufgenommen habe, denke ich, dass die anderen noch viel dringender sind. Deshalb lasse ich es erst mal ganz.

Jetzt ist Mittag, ich habe 36 Minuten Pause, aber das schaffe ich nie. Ich sitze im Luna, da scheint die Sonne auf die Tische und die Pasta ist lecker. Neben dem Teller liegt die Süddeutsche, aber ich starre in der Gegend herum. Da entdecke ich diesen Typ von der Elbe wieder, den mit der Taube auf der Schulter. Nur diesmal ohne Taube. Ich will schon „Hallo“ rufen, da fällt mir ein, dass der mich ja gar nicht kennt. Aber er kommt schnurstracks auf mich zu und lächelt mich an, dass mir beinah das Herz stehen bleibt. Noch bevor ich überlegen kann, was ich jetzt sagen soll, setzt er sich neben mich und sagt:

„Hallo, ich heiße Jesus.“

„Hallo.“ Dann weiß ich nicht weiter. Ich bin nicht gut in solchen Sachen. Ich meine damit, ich bin nicht mutig. Dem würden viele meiner Freunde widersprechen. Du fährst allein auf so ein verrücktes Wochenende. Du pilgerst ohne Handy durch Spanien. Du traust dich, vor wichtigen Leuten zu reden. Stimmt alles. Aber mit einem zu reden, den ich so richtig interessant finde und der nur eine Armlänge entfernt von mir sitzt, das traue ich mich nicht. Mir fällt nichts Witziges ein. Weiter komme ich nicht mit meinen Gedanken.

„Holst du mir einen Kaffee?“

„Warum bestellst du mir keinen?“

Ich lächle so gewinnend wie möglich.

„Von mir kannst du was ganz anderes kriegen als Kaffee.“

Meint er das ernst? Ich versuche seinen Blick zu erforschen. Aber da ist nichts Machomäßiges. Er meint das ernst.

„Und das wäre?“

„Das, wonach du suchst.“

„Wie meinst du das?“

„Wer echt lebt, hat nie mehr Durst. Nicht auf Kaffee, nicht auf Rotwein. Der braucht keine Schokolade, keinen Wellnessurlaub und keine Glücksratgeber. Der lebt. Das reicht.“

Ich will widersprechen. Wenn ich eines nicht mag, dann ist es Esoterikgerede. Das Wahre, das Echte, das Ganze: Was, bitte, soll das sein? Aber ich tue es nicht. Mein Blick fällt auf das Zifferblatt meiner Uhr. 36 Minuten. 37, 38, 39. Ich denke

an die Mails, die ich beantworten müsste, und mache keine Anstalten aufzustehen.

Er schiebt seinen Stuhl ein Stück zurück, und ich denke schon, er will gehen.

„Hol deinen Freund“, sagt er. „Dann erzähle ich euch beiden davon.“

Ich denke an Piet und dass wir gestern Abend beim Griechen waren, wo ich viel zu viele Knoblauchkartoffeln gegessen habe und die Honigbällchen mit Zimt hinterher, so dass mir schlecht war wie jedes Mal. Und dass wir viel zu oft zum Griechen gehen, weil wir danach einen Grund haben, ins Bett zu fallen und an Sex nicht mehr zu denken ist, weil uns ist ja schlecht, und das ist eine gute Entschuldigung fürs Nichtwollen. Am Morgen wache ich auf und tue so, als ob nichts wäre. Das trifft es ja eigentlich auch: Da ist nichts mehr.

„Ich habe keinen Freund“, höre ich mich sagen.

Eine erschütternde Bilanz. Ich weiß nicht, ob ich es so meine.

Er nickt nur.

„Du hast fünf Männer gehabt.“ Er sagt das ohne Vorwurf, so wie man sagt: Das Jahr hat zwölf Monate und nun ist Juli. „Dieser ist auch nicht dein Mann.“

Ich will ihm erklären, dass ich eigentlich so nicht bin. Dass ich mir doch genau das wünsche, heiraten, bis dass der Tod uns scheidet, und Liebe ohne Ende.

„Walzer, Hochzeitsreise, Daunenbett“, ergänzt er.

Ich nicke. Ja, so. So, genau so.

„Ich habe dafür gebetet“, sage ich, und es ist mir ein bisschen peinlich, denn ans Beten glaube ich doch eigentlich nicht. „Nicht einmal, nicht zweimal, immer wieder. Ich habe Bücher gelesen und war sogar auf einem Seminar. Aber es nützt nichts. Irgendwas mache ich falsch.“

„Ich glaube nicht, dass es um Richtig oder Falsch geht. Wenn man versucht, alles richtig zu machen, ist es schwer, wahrhaftig zu sein.“

Er steht auf, lächelt und sagt: „Wir sehen uns.“

Dann ist er weg.

10. Juli: Jesus tanzt

Wir sehen uns auf einer Hochzeit wieder. An dem Tag, als wir uns im Luna begegnet sind, bin ich nach Hause gegangen und habe Piet gesagt, es ist vorbei. Er hat das Sofa genommen und noch ein paar andere Sachen und ist gegangen. Die Wohnung fühlte sich leer an. Ich fragte mich, ob ich verrückt bin. Als ich mir einen Kaffee kochen wollte, gab es keine Kanne mehr. Ich dachte an Jesus und seine Frage, ob ich ihm Kaffee hole. Nicht mal das könnte ich jetzt.

Nun also Hochzeit. Es ist nicht besonders lustig, als Wieder-mal-Single auf eine Hochzeit zu gehen. Ich habe die

ganze Zeit das Gefühl, mich erklären zu müssen. Jakob und Anika sind seit drei Jahren zusammen und alles ist perfekt. Nicht übertrieben perfekt, sondern so normal-perfekt. Sie sehen normal-gut aus, sind normal-nett, wollen drei Kinder, haben eine zusammengewürfelte Wohnung mit einem Flohmarktsofa aus den 70ern und Jakob kann Kürbistortellini machen zum Umfallen. Das hier ist auch kein teures Restaurant, es gibt kein Fünf-Gänge-Menü und keine Kutsche. Trotzdem ist es eine Traumhochzeit. Das geht mir gegen den Strich. Warum nicht ich? Das ist schäbig, ich weiß. Ich denke an Piet, in solchen Momenten hat die Sentimentalität ja leichtes Spiel. Ich leere mein zweites Glas Wein und muss mich entscheiden, ob Betrunkensein schön wäre. Ich greife nach der Flasche. Sie ist leer. Na toll. Und jetzt? Überall rennen Kinder rum. Mir fällt der Satz vom echten Leben wieder ein. Was soll das eigentlich sein? Ist das hier echt?

Echt, das ist ja in der Regel was Wertvolles. Ich überlege, was mir wertvoll ist. Vielleicht die Tasse Tee am Morgen, bei der mich noch keiner nervt. Mein Notebook, weil die Tasten genau den richtigen Tippwiderstand haben. Mein Bett, obwohl es austauschbar ist. Mehr fällt mir gerade nicht ein. Mein echtes Leben besteht also aus Tee, Computer und Bett? Jetzt brauche ich wirklich Alkohol. Ich drehe mich nach einer Weinflasche um, da entdecke ich Jesus. Er spricht mit einer Frau. Sie sieht aus wie seine Mutter, wegen der Augen, aber auch wegen der Art, wie sie miteinander reden.

„Hör auf, dich dauernd einzumischen“, faucht er, lauter, als man das bei einer Hochzeit tut. Sieh an, auch nicht alles perfekt. Ich weiß nicht, ob ich enttäuscht oder erleichtert bin.

„Warum bist du nur immer so stur“, zischt sie zurück. „Der Wein ist alle. Tu doch was, bevor die Gäste es merken!“

Och nö, denke ich. Kein Wein mehr? Ich meine: Ich brauche nicht zwingend Wein. Ich mag zum Beispiel auch Johannisbeersaft. Aber doch nicht jetzt, doch nicht hier. Wenn ich schon allein auf einer Hochzeit bin, dann will ich mich wenigstens auf diese Art amüsieren. Als eine Art Entschädigung.

Plötzlich steht Jesus vor mir. Mit großer Geste schenkt er mir Wasser ein. Er hat sich ein Geschirrtuch über den Unterarm geworfen und geht von einem Tisch zum nächsten. Hier und da deutet er einen Diener an. Was für ein Clown, denke ich und muss lachen.

Ich nippe an meinem Glas. Da dreht sich mein Tischnachbar zu mir. „Wow“, sagt er. „Das schmeckt ja unglaublich“, und deutet auf das, was nichts als Wasser sein sollte.

Ein Bild tritt in meinen Kopf. Ich bin auf einmal wieder das kleine, fünfjährige Mädchen mit den blonden Zöpfen. Ich sitze im Sandkasten und backe Kuchen in diesen bunten Förmchen. Kleine Steine sind die Schokostücke, ich verziere die Törtchen mit Butterblumen. Und dann beiße ich rein, nicht in echt, sondern so, wie man das gemacht hat damals. Es ist lecker, und nie wäre ich auf die Idee gekommen, enttäuscht zu sein, weil es kein echter Kuchen ist. Er war ja echt. Nur anders.

„Normalerweise gibt es doch zuerst den Superwein und später, wenn alle beduselt sind, den billigen.“ Mein Tischnachbar lacht. „Hier wird’s ja immer besser.“

Und plötzlich fällt eine Erkenntnis wie ein Sack voll Federn auf meinen Kopf. Vielleicht wird ja tatsächlich alles immer besser. Einfach mal abwarten. Piet ist jedenfalls alle. Wie der Wein. Was das hier in meinem Glas ist, weiß ich nicht. Aber es ist gut.

Der DJ spielt *Coldplay*. Helle Töne. Ich schaue mir meinen Nachbarn an. Er hat braune Locken.

10. Juli: Alex und den Wasserwandlen

Jesus auf einer Hochzeit, ich glaub es nicht. Eigentlich wollte ich gar nicht mitgehen. Marions alte Schulfreundin Anika – ich fand sie sofort unsympathisch – hat ihren Jakob geheiratet. Wir sitzen an einem langen Tisch, der DJ ist brav, die Leute sind dröge. Wir haben uns die Bäuche vollgeschlagen. Marion ist sauer, weil sie findet, ich tanze zu wenig und trinke zu viel. Sie hat ja Recht. Darauf einen Schluck. In diesem Moment steht er neben mir, der Rumsitzer, Jesus, er steht da mit einer Flasche Wasser und will mir eingießen. Ich sage Hallo und Ist-ja-nicht-wahr, er sagt nichts, lächelt, gießt mir ein bis an den Rand.

„Wo warst du, ich hab dich überall gesucht?“, frage ich und trinke das Glas mit großem Schwung aus.

„Wirklich?“

Meine Frau blickt ihn skeptisch an und antwortet süffisant:

„Wirklich.“

Aber da ist er schon weg, schenkt auch den anderen Leuten Wasser ein. Auf meiner Zunge ein irres Gefühl. Aroma pur. Wasser? Seltsam. Wenn ich noch nüchtern wäre, würde ich an meinem Verstand zweifeln. Wir tanzen, ich tue betrunken, bin aber in Wirklichkeit noch ziemlich auf dem Posten. Ich beobachte Jesus, wie er durch die Reihen geht, sich um die Gäste kümmert, hier ein Lächeln, dort ein paar Worte. Die Stimmung wird besser, der DJ scheint kein Abstinenzler zu sein, alle trinken und tanzen und rufen „Prost“, „auf das Leben, auf die Liebe“ und solche Sachen.

Ich küsse meine Frau. Salsa. Aus den Augenwinkeln beobachte ich Jesus, der Teller abräumt, gemeinsam mit ein paar Frauen. Ich küsse meine Frau nochmal und flüstere ihr ins Ohr: „Der viele Wein, bin gleich wieder da.“

In der Küche finde ich ihn. Er wäscht ab, scheint versunken, doch ehe ich bei ihm bin, fragt er: „Du hast mich also gesucht?“

„Seit Tagen schon. Ich bin das U-Bahn-Netz fünfmal abgefahren.“

„Aber als ich auf dem Platz saß, da bist du eines Tages nicht mehr gekommen.“

„Das hast du gemerkt?“

„Ich habe in einem Camp gelebt die letzten Tage. Vor der Stadt. Freundliche Leute, nur ohne Papiere.“ Er drückt mir das Geschirrtuch in die Hand. „Es geht um Konsequenz. Um Entscheidungen. Und was macht dein Leben, Alex?“

13. Juli: Besuch bei den alten Dame

Ich bin nicht mit dem Braungelockten nach Hause gegangen. Es wäre so naheliegend gewesen. Aber ich wollte nicht.

Jakob hat angerufen. Seine Schwiegermutter ist weg. Ich habe sie nur einmal gesehen, aber genug von ihr gehört. Eine nervtötende alte Dame, die über alles jammert. Vor allem über ihre Krankheiten. Dabei kann sie gar nicht so alt sein. An die siebzig. Wollte ihr Leben lang Kinder und mit 42 hat es dann geklappt. Anika musste sich ihre gesamte Kindheit über anhören, wie anstrengend das war, so spät noch ein Kind zu bekommen. Deshalb entschuldigt sie sich heute für alles.

Aber Anika redet nicht viel über ihre Mutter. Jakob dafür umso mehr. Sie regt ihn fürchterlich auf. Sie wohnt in einem exquisiten Altenheim und lässt sich den Hintern abwischen. Wahrscheinlich schikaniert sie das Personal bis zum Wahnsinn. Sie hat nicht wie andere Leute Grippe oder Halsweh. Bei ihr ist es eine Lungenentzündung oder der Verdacht auf

einen Tumor. Anika hat dann ein schlechtes Gewissen, eilt zu ihr und muss sich anhören, dass man früher alte Leute nicht einfach in Heime gab. Und ob Anika endlich schwanger sei.

Gestern hatte sie Fieber. Jakob hatte Anika überredet, erst nach Feierabend zu ihr zu fahren, aber da war ihre Mutter weg. Es ist nicht so leicht zu rekonstruieren, was passiert ist. Fest steht, dass sie Besuch hatte, und das allein ist schon ein Wunder, denn wer um Himmels willen besucht sie schon freiwillig? Die Pflegerin sagt, es war ein Mann, jung, so um die dreißig. Er saß an ihrem Bett und hielt ihre Hand. Eine ganze Weile. Manchmal hatte er sie auch auf ihre Stirn gelegt. Sie soll ganz ruhig gewesen sein – und allein das sei ja schon ein Wunder, sagt Jakob, denn normalerweise redet sie mit ihrer schnarrenden Stimme ohne Unterbrechung.

Das war's. Mehr habe die Pflegerin nicht berichtet. Außer, dass am Abend das Fieber weg war und heute Morgen sie selbst.

14. Juli: Blechwagen und Buletten

Ich habe Marion angelogen. Gesagt, dass ich auf Reportage muss für ein paar Tage. Was mit Illegalen in der Bauwagen-szene. Dass das endlich wieder mal eine gute Gelegenheit sei, ein wenig Straßenluft zu schnuppern.



Ich mache solche Sachen ein paarmal im Jahr. Ich brauche das, weil ich mir einrede, dass ich doch den richtigen Job habe. Sie hat gelächelt und „Ich liebe dich“ gesagt. Trotzdem habe ich sie angelogen, wenigstens halb. Bauwagenszene stimmt, aber Reportage? Ich fühle mich eher wie auf einem Egotrip.

Auf dem dritten Bauwagenplatz, weit draußen im Osten, finde ich ihn. Kein wirklich schöner Ort, direkt neben einer Kartonfabrik. Bauzäune überall, viele Hunde. Ein paar Plakate künden ein Festival an. Viele Zirkuswagen. Grün und rot angemalt, die guten alten Doppelachser aus den 30er Jahren. Ich wollte früher auch mal so ein Peter-Lustig-Leben führen, aber dann kam Marion, und die hat einen Reinlichkeitsfimmel. Und dann Otto. Mir wird warm ums Herz, wenn ich an ihn denke, ich merke, dass ich mein leicht blödes Grinsen – O-Ton Marion – auf den Lippen habe.

Großes Durcheinander, jemand scheidert an einem Didge-ridoo, viele laufen barfuß. Aussteiger und Wochenendhippies, dazwischen billige Lidl-Zelte, mindestens dreißig Bulgaren und Rumänen, einige Familien darunter. Ein paar Polizisten sind auch da. Aber die gucken nur. „Nur nach der Ordnung schauen. Muss ja, ne?“

Jesus verteilt Buletten. Er sitzt auf der Treppe eines grünen Blechwagens. Typ Castor, DDR-Produktion, ich kenne die von früher. Er drückt den Leuten eine Bulette in die Hand und ein Stück Brot. Die Jungs in den Zimmermannshosen